№ 2. **Stettiner Hausfreund.** Sonntag,
Erscheint wöchentl. 2 Mal. den 7. Januar 1866.

„Die Loreley."

Novelle von Agnes Grans.

(Fortsetzung.)

„Ah, Papa, das war ein Künstler und die sind leicht erreichbare Naturen, aber ein Candidat — — Und dann, wer konnte annehmen, daß in unserem Jahrhundert sich noch Jemand aus Liebe das Leben nehmen würde!?"

„Zuweilen doch," erwiederte spöttisch der Graf. „Der Gottbold Werner war ein hübscher Junge und Protégé Deiner seligen Mutter, von der Du zum Glück nur die Schönheit, nicht aber ihre philanthropischen Ideen geerbt hast."

„Hübsch!?" — Eleonore lachte. — „Hübsch, in einem Frack mit Schwalbenschwänzen, den Hut in den Händen drehend, stotternd, stolpernd, wahrscheinlich sehr gelehrt und sehr albern, das musikalische Genie sich vielleicht in einen tüchtigen Motettenspieler auflösend!? Doch, was hilfts? Musik muß ich haben, also: nous verrons." — — — — — — —

Der Anblick Gottholds, der zwar innerlich über eine so unerwartete Einladung erstaunt, aber mit äußerster Ruhe Abends den Salon betrat, — entsprach ganz und gar nicht der Voraussetzung der Gräfin Abgesehen von der Schönheit des jungen Mannes, war Toilette und Tournüre tadellos; er verbeugte sich, wie jeder andere Cavalier, nahm den Thee, ohne sich einen Fehler gegen die despotischen Salon-Gesetze zu Schulden kommen zu lassen und folgte der Aufforderung zum Spielen, gleich frei von Anmaßung, wie von Blödigkeit, eine Etüde von Chopin in musterhafter Ausführung vortragend.

Der Graf und seine Tochter waren erstaunt, hier am äußersten Ende der civilisirten Welt eine so tadellose Salon-Erscheinung anzutreffen, auf die man so wenig zu hoffen gewagt. Die Toilette der Letzteren bewies indeß, daß das Bild des „Schwalbenschwanzbefrackten Candidaten" doch nicht ganz festen Fuß gefaßt haben mußte, denn das schwarze Creppkleid, welches den schönen Hals und die Arme zeigte, war aus einem Pariser Magazin hervorgegangen, und der Lockenfall zu malerisch, um nicht ein wenig die darauf verwendete Sorgfalt zu verrathen.

„Die Loreley!" dachte Gotthold abermals, doch nahm er sich zusammen, obgleich das Blut ihm heiß zum Herzen schoß; er wollte gefallen, wollte das Terrain behaupten und mit sicherem Instinkt hatte er begriffen, daß er beim Zeigen der ersten Schwäche verloren sei.

Als er der Gräfin mit größter Fertigkeit jede gewünschte Piece vorgespielt, bat sie ihn um eine eigene Composition. „Ich verschwende nicht, gnädigste Gräfin," sagte Gotthold, indem er mit einer Verbeugung vom Flügel zurücktrat.—

Man ging zur Tafel und der Graf fand bald wahres Wohlgefallen an dem jungen Manne; seine Kenntnisse waren gediegen und dennoch vermied er mit Glück, der Conversation einen gelehrten Anstrich zu geben. Selbst das Begegnen auf dem gefährlichen Felde der Politik rief keine Mißstimmung hervor. Der Graf war lieberal und Gotthold bewegte sich mit seinen Lebensansichten in dem unschädlichen Reich des Idealismus, welcher alte Herren immer wohlthuend berührt, weil es ein Hauch, ein Gruß aus jenen Tagen ist, die verschwunden sind und deren man sich bei aller Kühle des conventionellen Lebens doch noch gern erinnert.

Nach Tisch machten die Herren eine Partie Schach und Eleonore setzte sich an das Piano. Der Graf forderte sie zum Singen auf.

„Ich verschwende nicht," sagte sie mit lächelndem Seitenblick, „wenn Herr Werner wiederkommt." —

Und Gotthold kam wieder, Tag für Tag. Sturm und Regen hielten ihn nicht zurück von seinem Gange zum Schlosse, denn all' sein Wünschen und Hoffen, jedes Gefühl seines Herzens fand dort, in ihrer Nähe, vollstes reichstes Genügen. —

Des Winters wildeste Stürme umtobten das Schloß, die Brandung warf ihre schaumbedeckten Wogen bis an die hohen Fenster, aber drinnen im traulichen Salon herrschte ein zaubervoller Frühling, da blühten und dufteten der Liebe holdeste Blüthen in tropischer Pracht und Gluth und die Fee der Harmonie streute ihre

reichsten Schätze wie Perlenregen vor den Liebenden aus.

Ja, sie liebten Beide, wenn auch Jeder natürlich auf seine Art. Gräfin Eleonore ließ sich lieben, sehr anmuthig, sehr graciös. Es gab sogar Augenblicke, wo die heiße Gluth, die ihr entgegenströmte, sie selbst momentan erwärmte. Mit dem naiven Erstaunen eines Kindes, welchem man die verborgenen Fächer eines Kunstwerkes zeigt, sah sie, wie Gotthold täglich immer neu, immer frisch in seiner Liebe war, wie sein Talent sich unter ihren Augen in überraschendster Weise entfaltete. Sie war ganz stolz auf ihr Werk.

Gotthold freilich liebte auf andere Weise. Jedes Gefühl seines Herzens bezog sich nur auf sie, jedes Streben fand seines Ursprungs Anfang und Ende nur in ihr. Ob er nun in seinem Stübchen saß und componirte, oder ob er ihr vorspielte, er dachte nie, was wird das Publikum, sondern, was wird sie sagen. Er verlor sich selbst gänzlich; nicht mehr die Productionskraft aus eigenem Talent, nein, nur aus ihrem Anschauen schöpfend.

Der Graf, mit dem Egoismus seines Standes und Alters, ließ die jungen Leute gewähren. Gotthold war ihm ein unentbehrlicher Gesellschafter und Eleonorens war er sicher genug.

Als der Winter sich seinem Ende nahte, hatte auch Gotthold die Composition seiner Oper vollendet, ein Werk, das seines Lebens ganzen Inhalt in sich faßte und mit jenem Zagen, wie Tasso es einst Ferara's Fürsten übergab, brachte er es der Gräfin.

Eleonore war wirklich gerührt. Die Entfernung von den zersetzenden, ätzenden Elementen der Gesellschaft hatte manche Schaale des Egoismus von ihr entfernt und bessere Empfindungen knospten auf, neben befriedigter Eitelkeit empfand sie ein wahres, warmes Wohlgefallen für den Künstler. Mit eigener Hand siegelte sie das Packet, welches die Oper nach der Residenz trug und der Brief an den General-Director, welcher dasselbe begleitete, war von ihrer Hand geschrieben

Das Wittwenjahr war zu Ende und der Graf stand im Begriff, mit seiner Tochter ein französisches Modebad zu besuchen.

Der Abschied wurde Gotthold nicht so schwer, als er gefürchtet. Seine Seele war erfüllt von der Spannung, ob sein Werk angenommen werde und zudem sollte ihn ja der Herbst wieder mit der Geliebten vereinigen. Stolze Glücksträume schwellten sein Herz! — Auf dem Balkon, wo er sie zuerst gesehen, nahm er Abschied von ihr.

Eleonore legte die Hand auf sein lockiges Haar und rief feuchten Auges: „Adieu nun, Du schöne Meeresliebe und Einsamkeit! Fahre wohl, Du süßer Traum voll Poesie und Glück!“

Gotthold fuhr empor. Was strich so plötzlich kalt über sein Herz? War es der Wind, der die Fluthen kräuselte?

Ein Stern schoß aus seiner Höhe und erlosch in den rauschenden Wogen.

Ein Händedruck, ein Kuß. — Eleonore war verschwunden, Gotthold allein, und Alles leer, dunkel und still, eine Dissonanz in seiner Seele, für welche er vergebens den befreienden Accord suchte. — — —

III.

„Dem Schiffer im kleinen Schiffe
„Ergreift es mit wildem Weh;
„Er schaut nicht die Felsenriffe,
„Er schaut nur hinauf in die Höh.“
Heine.

Mit Schmerz und Unruhe sahen der Pastor und seine Frau den einzigen Sohn nach der nordischen Metropole ziehen. Hatte schon das Thun und Treiben desselben während des Winters den Vater mit ernster Besorgniß erfüllt, so gab ihm doch die Nähe des Sohnes das Gefühl einer gewissen Sicherheit. Das Bewußtsein, helfend, tröstend, berathend eingreifen zu können, beruhigte in etwas. Die Residenz aber lag so weit entfernt und die Lebenskreise, in denen sich Gotthold dort bewegen mußte, waren in ihren Richtungen der Denk- und Empfindungsweise des Vaters so fremd, daß ihm die Abreise des Sohnes einen tieferen Schmerz bereitete, als er zeigen mochte, um die Gattin nicht zu beunruhigen.

In den glänzenden Farben malte Gotthold dem Vater, als dieser ihn eine Strecke Weges begleitete, seine Zukunft, doch zweifelnd schüttelte der Pastor den Kopf und sagte: „Man wirft sein Glück nicht gern in einen Nachen, der ziel- und haltlos treibt auf weiten Wogen!“

Lange, lange stand der Greis und sah dem abfahrenden Wagen nach, der ihm den gelieb-

ter, blühenden Sohn davon trug, dann wandte er sich und ging langsam, bitterer Schmerzgefühle voll, seiner verödeten Wohnung zu. — — —

Als Gotthold nach der Residenz kam und den Empfehlungsbrief der Gräfin an den General-Direktor, Oberhofmarschall von K . . ., übergab, traf er zur guten Stunde ein.

Der Erbprinz hatte sich durch einen Sturz vom Pferde den Fuß gebrochen und war deshalb allein im Schloß zurückgeblieben, allein mit wenigen Cavalieren, denen Sr. königliche Hoheit das schwere Schicksal aufs Bitterste entgelten ließ, in der sommerlich-öden, vom Hofe bereits verlassenen Stadt, bleiben zu müssen. — Alle Notabilitäten der Kunst und Wissenschaft waren fern, der Erbprinz an das Lager gebannt, in übelster Laune, der Ober-Hofmarschall in Verzweiflung. — Gotthold, eine fashionable Erscheinung, von distinguirten Personen empfohlen, talentvoll und liebenswürdig, erschien in dieser kritischen Lage als ein moderner David, den kranken Saul zu beschwichtigen.

Mit wahrhaftem Stolz präsentirte die alte Excellenz Gotthold dem Erbprinzen. Die neue Acquisition ward von Letzterem mit Freuden empfangen und da Beide, trotz so verschiedener Lebensstellung, viel verwandte Elemente hatten, entspann sich bald ein höchst angemehmes Verhältniß.

Zum Kammer-Virtuosen des Erbprinzen ernannt, war er täglich in dessen Nähe; sie spielten und sangen zusammen, und als später der kranke Fuß gesundete, war Gotthold zugleich bei allen Partien der beständige Begleiter Sr. königlichen Hoheit.

Als im Spätherbst Gräfin Eleonore nach der Residenz kam, fand sie Gotthold bereits vollkommen eingelebt, als Liebling des Thronfolgers natürlich das enfant chéri des Hofes, an dem er sich mit vollkommenster Eleganz bewegte.

Es giebt wohl im Leben fast eines jeden Menschen eine Zeit, wo, wie im Hochsommer, die Sonne strahlt, und die Blumen duften, wo Alles blüht, leuchtet, Alles hell, warm, voll Poesie und Leben ist!

Eine solche Zeit war für Gotthold angebrochen. In Verhältnissen lebend, die ihm so völlig zusagten, — denn fast eine jede Künstlernatur fühlt sich in jenen Umgebungen, die durch Luxus und Comfort dem Schönheitssinn entsprechen, befriedigt, — durch seine Stellung dem Druck materieller Sorgen enthoben, welche so lähmend auf den schaffenden Geist wirken, konnte sich sein Talent der schönsten Ausbildung erfreuen. Dazu gab die tiefe und starke Neigung, welche er für Gräfin Eleonore hegte, seinen Schöpfungen die Frische und den Farbenschmelz, welchen nur die Liebe verleiht und der so unnachahmlich ist. — Die äußeren, glücklichen Verhältnisse, die Verwöhnung, welche den gefeierten Liebling umgab, erhöhten aber zugleich auch die Weichheit seines Charakters, der ohnehin so wenig geeignet war, den unausbleiblichen Stürmen des Lebens zu trotzen. — Die Freisinnigkeit des Erbprinzen — und welcher Erbprinz ist nicht freisinnig? — ließen ihn die trügerische Hoffnung fassen, Talent und Genie seien eine Brücke über die Kluft der Standesunterschiede; und wenn er noch über seine Lebensplane zu Eleonoren schwieg, so geschah dies, weil ihm die Gegenwart ein volles, reiches Glück gewährte und er das Schicksal durch erhöhte Wünsche nicht herausfordern wollte. —

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

Paris. [Ein Mörder aus Ueberspannung.] Ein junger Mensch von 18 Jahren, Eugen Villele, erschien am 15. Dez. vor den Geschworenen des Gironde-Departements (Bordeaux) unter der schweren Anklage, einen Koch, Namens Domec, mit Vorbedacht ermordet zu haben. Der Mörder litt an religiöser Ueberspannung, und eines Morgens, als er gerade — er war auch Koch — eine Ente rupfte, kam ihm der Gedanke an, seinem Leben ein Ende zu machen. Allein da fiel ihm bei, daß die Religion verbiete, selber Hand an sich zu legen, und daß ein Selbstmörder der ewigen Verdammniß anheimfalle. In dieser Verlegenheit beschloß er, eine andere Person umzubringen und die Zwischenzeit bis zu seiner Hinrichtung auf eine würdige, reuevolle Vorbereitung zum Tode zu verwenden. Er nahm deshalb ein großes Dolchmesser, welches er besaß, und ging aus, ohne noch zu wissen, durch wessen Tod er für sein eigenes Seelenheil sorgen werde. Zunächst fiel ihm ein junges Mädchen ein, das bei einem Fleischer diente. Allein da er dasselbe nicht antraf, so ging er zu dem Speisewirth, dessen Dienst er einige Tage vorher aus freien Stücken verlassen hatte, trat in die Küche ein und stieß, ohne ein Wort zu reden, dem gerade an dem Heerde beschäftigten Domec die fürchterliche, 48 Centimetres lange Waffe bis an den Griff in den Rücken. Der unglückliche Koch taumelte einige Schritte fort und

stürzte todt nieder. Der Mörder aber blieb kaltblütig stehen und forderte die entsetzte Umgebung auf, ihn auf die Polizei zu führen. Der Gefängnißarzt behauptete, Villele sei nicht geisteskrank, wie die Vertheidigung sich darzuthun bemühte. Die Geschworenen erklärten ihn, unter Annahme von mildernden Umständen, als schuldig, und der Gerichtshof verurtheilte ihn zu 20 Jahren Zwangsarbeit. Beim Anhören des Urtheils flog ein Lächeln über die Lippen Villele's. Er wandte sich gegen seinen Vertheidiger und sagte zu diesem: „Ich danke Ihnen von ganzem Herzen und wünsche, daß ich Ihnen eines Tages Gleiches mit Gleichem vergelten könne." Später gab er im Gefängniß seine Freude über den Ausgang zu erkennen. Er wolle lieber nach Cayenne gehen, wo er tüchtig arbeiten werde, als in einem Narrenhause sterben.

Berlin. Beim Stadtschwurgericht wurde gestern die Sitzungsperiode für die erste Hälfte des Monats Januar eröffnet. Angeklagt waren der Buchbindergeselle Brüggemann und der Drechslergeselle Wiemann. Dieselben hatten im Sommer des vorigen Jahres den Tischlergesellen Klisch beim Standbilde Friedrich II. getroffen, sich seiner bemächtigt, waren mit ihm in eine Destillation eingetreten, hatten dort Branntwein getrunken, den Klisch, obwohl er es verlangte, nicht verlassen, ihn vielmehr vor das Rosenthaler Thor geführt nnd in der Brunnenstraße hatte Brüggemann demselben ein Portemonnaie mit drei Thalern und einigen Silbergroschen mit Gewalt aus der Hosentasche fortgenommen und war damit entflohen. Auf das Geschrei des Klisch sammelten sich Leute, Brüggemann konnte nicht entfliehen, gab das Portemonnaie vielmehr an Wiemann, der es dem Beraubten unter der Behauptung daß derselbe es verloren hätte, zurückgab. Die Angeklagten gaben den Taschen-Diebstahl zu, bestritten aber den Raub, d. h. die Gewalt an der Person des Bestohlenen. Die Verhandlung erbag jedoch die Richtigkeit der Anklage, wenigstens in Betreff des Brüggemann, der von den Geschwornen auch mit 7 gegen 5 Stimmen des Raubes schuldig erklärt wurde. Der Gerichtshof trat diesem Verdict bei und verurtheilte den Brüggemann, weil der Raub auf einem öffentlichen Wege verübt worden, zu dem Strafminimum zu zehn Jahren Zuchthaus. Der Angeklagte Wiemann wurde nur der Theilnahme am Diebstahl schuldig erklärt, und deshalb zu 9 Monaten Gefängniß und 1 Jahr Ehrverlust verurtheilt. —

Berlin. Am Sonnabend erhielt ein Revierpolizei-Lieutenant einen Brief von einem Partikulier Dubissong, der vor einigen Monaten aus Hamburg hier angekommen war. Der Inhalt des Briefes lautete etwa dahin: „Ich ennuyire mich hier und habe deshalb beschlossen, meinem Leben in dieser Nacht ein Ende zu machen. Wenn sonst kein Hinderniß meinem Entschlusse in den Weg tritt, so wird mein Leichnam Morgen am Luisenufer zwischen der Eisenbahnbrücke und der Ritterstraße zu finden sein. Mein Koffer befindet sich bei meiner Wirthin in der Markgrafenstraße; die Schlüssel dazu liegen auf dem Ofen. Ich habe Alles bezahlt und habe hier keine Schulden und auch in Paris nicht, wo ich lange als geachteter Mann gelebt habe. Was ich hinterlasse, bitte ich an die Armen zu vertheilen, Falls nicht die Begräbnißkosten die ganze Hinterlassenschaft in Anspruch nehmen." Der Unglückliche, welcher auf diese Weise seinen Entschluß, sich das Leben zu nehmen, bekundete, hat Wort gehalten; am folgenden Tage wurde seine Leiche an der bezeichneten Stelle gefunden und zwar mit dem Kopfe nach unten, so daß die Füße herausragten und dadurch das Gerücht entstand, es sei ein Verbrechen hier begangen worden. Der Verstorbene hatte, bevor er seinem Leben ein Ende machte, auf einen breiten Streifen Leinewand seinen Namen geschrieben und diesen Streifen zu sich gesteckt, damit kein Zweifel über seine Person entstehen könnte; vermuthlich glaubte er, wenn er Papier zu diesem Zweck anwende, würde dasselbe durch das Wasser erweicht und sein Name unleserlich werden. Dubissong war übrigens aus Hamburg hierher gekommen, um ein Geschäft mit Malereien ꝛc. zu etabliren. Er hatte um die Erlaubniß nachgesucht, vor dem Hause, das er bewohnte, ein Schild befestigen zu lassen; dies war ihm jedoch mit dem Bemerken abgeschlagen worden, daß er Ausländer sei und er zuvor die Naturalisation nachsuchen müsse, bevor ihm gestattet werden könne, in Preußen ein Gewerbe zu betreiben.

Prenzlau. Unsere Stadt ist der Schauplatz eines scheußlichen Verbrechens geworden. In der Nähe der sogenannten Mühlenpforte liegt die Wohnung des Zimmergesellen Tornow, welcher mit seiner Familie, namentlich mit seinem 19jährigen Sohne in fortgesetzten Streitigkeiten lebte. Tornow jun. hatte mit einem Freunde, dem Arbeiter Wittich, verabredet, sie wollten den Tornow sen. einmal tüchtig durchprügeln. Am Sonnabend den 23. d. M. gegen Abend begab sich Wittich in die Tornow'sche Wohnung. Es wurde Branntwein getrunken, dem Tornow sen. fleißig zusprach. Wittich wußte, das Tornow sen. im trunkenen Zustande sehr leicht zum Zorn zu reizen sei. Er hatte schon früher um die Hand seiner Tochter angehalten, war aber vom alten Tornow in barscher Weise zurückgewiesen worden. Jetzt erklärte er dem Tornow sen., er würde seine Tochter auch ohne seine Einwilligung heirathen. Tornow, hierüber aufgebracht, entgegnete, er würde lieber seine Tochter würgen, ehe er das geschehen ließe, und faßte, zum Zeichen, daß es ihm Ernst damit sei, seine Tochter bei der Gurgel und schüttelte sie mehrmals. Nun fielen der Wittich, der Tornow jun. und die Frau Tornow über den alten Mann her und schlugen mit starken Knütteln, die zum Zweck der Prügelei herbeigeschafft waren, derartig auf ihn ein, daß ihm der Schädel zertrümmert wurde und er sofort verstarb. Die Leiche warfen sie in den Mühlstrom, wo sie am andern Morgen gefunden wurde. Die Thäter sind verhaftet und sucht ein Jeder die Hauptschuld von sich abzuwälzen.

In Paris hat sich ein Gemüsehändler, der seine Frau in unerlaubtem Umgang mit einem Unteroffizier überraschte, selbst Gerechtigkeit verschafft. Er entriß nämlich dem Unteroffizier sein Bayonnet und versetzte ihm damit zehn Stiche ins Gesicht und in die Brust.

Druck, Verlag und Redaktion von R. Graßmann in Stettin, Schulzenstraße 17.